

Tobias Schlechtriemen

BILDER DES SOZIALEN

Tobias Schlechtriemen

Bilder des Sozialen

Das Netzwerk in der soziologischen Theorie

Wilhelm Fink

Dieses Buch wurde gefördert mit Mitteln des im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder eingerichteten Exzellenzclusters der Universität Konstanz „Kulturelle Grundlagen von Integration“.

Umschlagabbildung:
aus: Jacob Levy Moreno, *Who shall survive? Foundations of Sociometry, Group Psychotherapy and Sociodrama*, Beacon/New York 1953, S. 137.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestattet.

© 2014 Wilhelm Fink, Paderborn
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5626-7

INHALT

Einleitung	11
TEIL I: DIE BILDER DES SOZIALEN IN DER SOZIOLOGISCHEN THEORIEBILDUNG	
1 Zur Rolle der Bilder in der Soziologie	19
1.1 Die Bilder zwischen Theorie und Empirie.	19
1.2 Zum Verhältnis von Bild und Theorie.	22
1.3 Die bildliche Konstitution des soziologischen Gegenstandes.	24
1.4 Bildliche gesellschaftliche Selbstbeschreibungen	26
1.5 Die epistemischen Leistungen der Bilder des Sozialen	30
2 Bisherige Ansätze zur Erforschung der Bilder des Sozialen	34
2.1 Zur Rhetorik soziologischer Beschreibungen.	36
2.2 Metaphertheoretische Ansätze	39
2.3 Zur metaphorischen Interaktion – metaphorischer Kontrast, Metapher und Begriff, Transfer und Transformation	42
2.4 Die kognitiven Leistungen der Metapher	45
2.5 Die vier Funktionen von Metaphern in der wissenschaftlichen Theoriebildung	47
2.6 Zur Sozialität von Metaphern.	53
2.7 Metaphern der Gesellschaft	57
2.8 Die Grenzen metaphortheoretischer Ansätze.	60
3 Ein bildsoziologischer Zugang.	63
3.1 Imaginierte, soziale und geschichtliche Bilder	63
3.2 Der doppelte Erfahrungsbezug.	65
3.3 Anschaulichkeit und bildliche Evidenz	69
3.4 Die Funktionsweisen der Bilder des Sozialen.	72
3.5 Die epistemischen Leistungen und Funktionen der Bilder des Sozialen	75
3.6 Bildsensible und bildkritische Vorgehensweise	78

4	Methodologische Umsetzung	84
4.1	Die Analyse der konkreten Artikulationsformen und interbildlichen Bezüge	84
4.2	Der Zusammenhang der soziologischen Argumentation mit den Bildern des Sozialen	87
4.3	Bildkritik und der Status der Bilder des Sozialen	89
5	Die zentralen Bilder des Sozialen in der Soziologie	91
5.1	Das Spektrum an Bildern des Sozialen	91
5.2	Auswahl: Organismus und Netzwerk	93
5.3	Die Implikationen, theoretischen Anschlüsse und Funktionen des Organismus-Bildes in der frühen Soziologie	97
TEIL II: DAS BILD DES NETZWERKS BEI JACOB LEVY MORENO		103
1	Das Bild des Netzwerks in <i>Die Grundlagen der Soziometrie</i>	111
1.1	Die sprachlich-textuellen Artikulationen des Netzwerk-Bildes und seine semantischen Bezüge.	112
1.2	Das Bild des Strömens und Fließens	114
1.3	Gegenbilder	115
1.4	Das Bild der Atomstruktur	116
1.5	Das Bild des Theaters	117
1.6	Die graphischen Artikulationen des Netzwerk-Bildes bei Moreno.	119
1.7	Konventionen visueller Darstellungen menschlicher Beziehungen vor Moreno	129
2	Das Bild des Netzwerks und die Linien der Argumentation	137
2.1	Mikrosozialer Zugang.	138
2.2	Das unsichtbare Soziale muss visualisiert werden	139
2.3	Morenos Fokus auf soziale Beziehungen – jenseits von individualistischer und kollektivistischer Perspektive.	142
2.4	Die Problematik der Einheitsbildung	159
2.5	Das Problem der Grenzziehung	166
2.6	Soziale Differenzierung	167
2.7	Dynamisches, flüssiges Soziales.	170
2.8	Geschichtslosigkeit	172
2.9	Raumfragen	174
2.10	Implizite Wertung	175
2.11	Performativität	177
2.12	Methodologie	187

3	Bildkritische Diskussion	196
3.1	Der Status der Bilder des Sozialen bei Moreno	196
3.2	Bildtableau	202
3.3	Die epistemischen Leistungen und Funktionen des Netzwerk- Bildes	203
3.4	Gegen eine verkürzte Rezeption Morenos	208
TEIL III: DAS BILD DER VERNETZUNG BEI MANUEL CASTELLS		213
1	Das Bild der Vernetzung in <i>Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft</i>	216
1.1	Zur Semantik des Netzwerk-Bildes bei Castells	218
1.2	Die graphischen Artikulationen des Netzwerk-Bildes	221
1.3	Weitere Bilder des Sozialen bei Castells	223
2	Das Bild der Vernetzung und die Linien der Argumentation	226
2.1	Die globale Vernetzung bei Castells	226
2.2	Prolog: Castells' Definitionsversuche von ‚Netzwerk‘	230
2.3	Weder holistisch noch individualistisch	232
2.4	Vernetzung als prozessuale Vergesellschaftung	237
2.5	Verbinden – ein globalisierungstheoretischer und makrosoziologischer Ansatz	240
2.6	Die Löcher im Netzwerk – Exklusionsprozesse	243
2.7	Das undifferenzierte, horizontale Netzwerk und die soziale Differenzierung	245
2.8	Der Akteursstatus im Netzwerk	251
2.9	Das Netzwerk als räumliche Figur – die Betonung räumlicher Faktoren	254
2.10	Das Bild der Quelle und die ökonomische Ausrichtung	257
2.11	Das Bild des Netzwerks in der Methodologie	258
2.12	Zusammenfassung	261
3	Bildkritik	263
3.1	Der Status des Netzwerk-Bildes bei Castells	263
3.2	Bildkonsistenz, Artikulationsgrenzen des Bildes der Vernetzung und Bildfunktionen	266
3.3	Einflüsse auf Castells' Auffassung des Vernetzungs-Bildes	270
3.4	Zentrale Motive und Kritik	276
3.5	Vernetzung als Globalisierung – Globalisierung als Vernetzung	291
3.6	Differenzen, Reibungen und Grenzen	297

TEIL IV: DAS BILD DER NETZE BEI BRUNO LATOUR	303
1 Das Bild der Netze in <i>Wir sind nie modern gewesen</i>	305
1.1 Die semantischen Bezüge des Netze-Bildes und seine Auslassungen	306
1.2 Die Gegenbilder der Netze	310
1.3 Zu den Netzwerk-Graphiken	311
1.4 Die Eigenschaften der Netze	313
1.5 Weitere Bilder und interbildliche Bezüge	315
2 Das Bild der Netze und die Linien der Argumentation	323
2.1 Verbinden statt Trennen	324
2.2 Das Netz als Ausgangs- und Zielpunkt	325
2.3 Komplexität statt Eindimensionalität	326
2.4 Wechselseitigkeit statt linearer Erklärung	327
2.5 Kontroversen – dynamisches und reversibles Verständnis des Netzes	330
2.6 Symmetrie menschlicher und nichtmenschlicher Akteure	331
2.7 Involvierte, selbstreflexive Position	334
2.8 Zirkulierende Referenz statt Repräsentation	335
2.9 Jenseits von Handlung und Struktur	337
2.10 Verflüssigung des Sozialen	340
2.11 Zur bildeigenen Wertung	342
2.12 Zu den Grenzen des Netze-Bildes	344
3 Zum Status des Netze-Bildes	348
3.1 Das Netze-Bild in <i>Wir sind nie modern gewesen</i>	348
3.2 Latours metaphortheoretische Überlegungen	350
3.3 Rückruf und Wiederaneignung des Netze-Bildes	353
3.4 Das Netze-Bild als epistemologische Wirklichkeitsbeschreibung	355
3.5 Bildkritik und Bildfunktionen	356
AUSWERTUNGEN UND SCHLUSS	361
1 Der bildsoziologische Zugang	361
2 Bildtheoretische Auswertungen	362
2.1 Die Erweiterungen metaphortheoretischer Ansätze	363
2.2 Die Leistungen und Funktionen der Bilder des Sozialen in den soziologischen Theorien	365

2.3	Bildkritische Aspekte	367
2.4	Kontrastierende Vorgehensweise	368
3	Netzwerk-Bilder – die Ansätze von Moreno, Castells und Latour im Vergleich	369
3.1	Die unterschiedlichen Auslegungen des Netzwerk-Bildes	370
3.2	Die Anschlüsse in der soziologischen Theoriebildung	373
4	Ausblicke und weiterführende Fragestellungen	376
4.1	Zu einer Bildwissenschaftsgeschichte der Soziologie	376
4.2	Die sozialen Funktionsweisen und die gesellschaftliche Kontextualisierung der Bilder des Sozialen	377
4.3	Zeichnendes Theoretisieren	379
4.4	Problematisierung von Grenzziehungen	380
5	Zu einem veränderten Selbstverständnis soziologischer Theoriebildung	383
	Literaturverzeichnis	389
	Danksagung	411

EINLEITUNG

Wir sind heute mehr denn je von Bildern umgeben. Seit sie informationstechnologisch generiert, bearbeitet und übertragen werden können, prägen digitale Bilder unsere Lebenswirklichkeit in fast allen Bereichen. Die sprachliche und schriftliche Kommunikation wird zunehmend von Bildern begleitet und durch sie ersetzt. Diese Entwicklung reicht von der privaten Videokommunikation via Skype bis hin zu den Bild-Massenmedien, unter denen das Internet zur größten Bilderbörse avanciert ist. Kaum eine öffentliche oder wirtschaftliche Institution kann es sich leisten, keinen Internetauftritt zu haben oder auf andere Weise bildlich in Erscheinung zu treten. Auch das politische Geschehen wird immer mehr auf die medialen Bilder hin ausgerichtet, die es einmal dokumentieren sollten.

Darum ist es sicherlich richtig, wenn heute von einer ‚neuen Macht der Bilder‘, einer ‚Konjunktur der Bilder‘ oder einer neuen ‚Bilderfülle‘ die Rede ist. Die vermehrte Präsenz der digitalen Bilder war in den Kulturwissenschaften der Anlass, einen *iconic* oder *pictorial turn* auszurufen.¹ Daran wurde zu Recht die Forderung geknüpft, dass man sich im Rahmen einer Bildwissenschaft auf ähnliche Weise mit den unterschiedlichen Erscheinungsformen und genuinen Funktionsweisen der Bilder auseinandersetzen müsse, wie sich die unterschiedlichen Sprachwissenschaften bereits seit geraumer Zeit dem Phänomen der Sprache widmen.

In den letzten Jahren sind vor allem massenmediale Bilder mit ihren Entwicklungen und Wirkungen Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. Aber es gilt angesichts des zugegebenermaßen beeindruckenden Phänomens der ‚digitalen Bilderflut‘ nicht zu vergessen, dass es bereits zuvor und schon seit den Anfängen der Kulturgeschichte Bilder gegeben hat. Man muss also damit rechnen, dass es unterschiedliche Formen von Bildern gibt und gegeben hat – nicht nur die heute zunächst dominierenden digitalen und massenmedial kommunizierten Bilder. Außerdem wäre noch zu klären, ob es nicht auch vor der Digitalisierung Bilder mit einer weitreichenden sozialen und politischen Wirksamkeit gegeben hat.

1 Vgl. Gottfried Boehm, „Die Wiederkehr der Bilder“, in: Ders. (Hg.), *Was ist ein Bild?*, München 1994, S. 11-38; W. J. T. Mitchell, *Picture Theory. Essays on Verbal and Visual Representation*, Chicago 1994. Vgl. dazu auch Hans Belting (Hg.), *Bilderfragen. Die Bildwissenschaften im Aufbruch*, München 2007; Bernd Stiegler, „Iconic Turn‘ und gesellschaftliche Reflexion“, in: *Trivium*, 1, 2008. URL: <http://trivium.revues.org/index391.html>. Zuletzt abgefragt am 14.10.2013.

Bei den wissenschaftlichen Bemühungen um die Bilder werden diese in der Regel zum *Gegenstand* wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht. Dabei wird allerdings ausgeblendet, dass Bilder auch am wissenschaftlichen Erkenntnisprozess selbst *beteiligt* sind. Eine solche Verdrängung der Bilder steht in einer langen abendländischen Tradition, derzufolge Bilder aus der seriösen wissenschaftlichen Theoriegenese ausgeschlossen werden müssen. Wenn Bilder überhaupt etwas leisten könnten, dann dienten sie der nachträglichen Veranschaulichung dessen, was die Theoriebildung ergeben habe. Das rationale Denken in Philosophie und Wissenschaft – so die immer noch weit verbreitete Annahme – sei mit Bildern nicht vereinbar.

Nun bedeutet eine ‚ikonische Wende‘, die den Namen verdient, dass man Bilder nicht nur zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchungen deklariert, sondern sich auch den Bildern und ihrer Rolle in der eigenen Theoriekonstruktion zuwendet. Die wissenschaftliche Theoriebildung vollzieht damit einerseits eine selbstreflexive Geste, indem sie sich nicht nur auf einen Gegenstand richtet, sondern die eigenen ‚Mittel‘ mit ihren epistemischen Voraussetzungen und Konsequenzen bedenkt. Andererseits wird auf diese Weise anerkannt, dass wissenschaftliche Theorie sich nicht nur mit Begriffen und Konzepten auseinandersetzt, sondern auch Bilder ihren epistemischen Beitrag leisten.

In diesem Buch wird ein besonders prägnantes und interessantes Beispiel solcher Bilder und ihrer Rolle in der Wissenschaft untersucht: die Bilder *des Sozialen* in der *soziologischen* Theoriebildung. Die Soziologie ist vielleicht noch mehr als andere Wissenschaften mit dem Problem konfrontiert, dass ihr Gegenstand – die Gesellschaft – nicht einfach vorliegt. Die Gesellschaft als solche ist zunächst weder überschaubar noch in irgendeiner anderen Weise unmittelbar greifbar. Den soziologischen Gegenstand zeichnet vielmehr aus, dass die Gesellschaft als Ganze allererst ins Bild gesetzt werden muss, um greifbar und damit auch wissenschaftlich behandelbar zu sein. So haben bereits die ersten soziologischen Ansätze aus der Gründungszeit der Soziologie in der zweiten Hälfte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts die Gesellschaft bildlich als Organismus beschrieben. In der Geschichte der Soziologie finden sich dann unterschiedlichste Bilder des Sozialen. Mal wird das Soziale als Theater beschrieben, in dem Menschen ihre sozialen Rollen spielen, oder die Gesellschaft wird als Text mit einer eigenen Grammatik verstanden. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewinnt das Bild der Netzwerkgesellschaft an Bedeutung; und so gibt es viele unterschiedliche Bilder, mit denen oder *in* denen soziologische Theorien ihren Gegenstand beschreiben.

Die Bilder des Sozialen begegnen allerdings nicht nur in soziologischen Beschreibungen, sondern kursieren in vielen gesellschaftlichen Bereichen. Denn es handelt sich um die Bilder, mit denen Menschen ihre Zusammengehörigkeit und ihr Verhältnis zueinander bildlich beschreiben. Es geht also um bildliche gesellschaftliche Selbstbeschreibungen. Erst die Bilder, die es vermögen, die gesellschaftlichen Erfahrungen und das Selbstverständnis einer Zeit treffend zu artikulieren, avancieren zu solchen kollektiven Identifikationsfiguren. Gleichzeitig stiften diese

Bilder ihrerseits erst die Sozialität, die sie beschreiben. In jedem Fall geht es hier um solche Bilder, die es bereits vor der Digitalisierung gegeben hat und die eine weitreichende soziale Wirkung entfalten.

Mit den Bildern des Sozialen sind also bildliche gesellschaftliche Selbstbeschreibungen gemeint. Bei ihnen handelt es sich in erster Linie um imaginierte Bilder oder Vorstellungsbilder ‚in den Köpfen der Menschen‘. Sie können aber auch sprachlich, in Texten oder auf andere Weise artikuliert werden. Darüber hinaus sind es soziale, von vielen Menschen geteilte Bilder, die in vielen Bereichen der Gesellschaft zirkulieren. Nicht zuletzt tauchen diese Bilder in soziologischen Theorien auf, wenn Soziologinnen und Soziologen die Gesellschaft beschreiben. An dieser Stelle – in der soziologischen Theoriebildung und in den soziologischen Beschreibungen – sollen ihre Rolle und Funktionen untersucht werden. Was hier unter ‚Bildern‘ verstanden wird, ist also genau auf die Bilder des Sozialen und ihre Funktionsweise in der soziologischen Theoriebildung abgestimmt bzw. in diesem spezifischen Zusammenhang entwickelt worden. Es geht folglich nicht darum, allgemein zu klären, was ein Bild ist und wie Bilder funktionieren, sondern möglichst exakt zu beschreiben, wie die Bilder des Sozialen in der soziologischen Theoriebildung agieren.

Zur Rolle und den Funktionen der Bilder des Sozialen in der soziologischen Theoriebildung gibt es bislang nur relativ wenige Untersuchungen. In diesen Studien werden die Bilder des Sozialen vor allem als ‚Metaphern‘ verstanden und entsprechend mit metaphortheoretischen Ansätzen analysiert. Die Ansätze und Ergebnisse dieser Untersuchungen werden aufgegriffen, detailliert aufgearbeitet und schließlich um einige wichtige Aspekte erweitert, die sich aus dem hiesigen Untersuchungszusammenhang ergeben haben. Die Erweiterungen bestehen in erster Linie darin, dass neben den sprachlichen Artikulationen auch die graphischen Darstellungen der Bilder des Sozialen hinzugenommen, dass auf ihre genuin bildliche Funktionsweise eingegangen, und dass sowohl die gesellschaftliche Verankerung bedacht als auch die interbildlichen Beziehungen mit in den Blick genommen werden. Auf der Grundlage der bestehenden Ansätze und unter Einbeziehung der hier angeführten Erweiterungen wird ein eigenes neues Bildkonzept entwickelt. Dieser bildsoziologische Ansatz wird im ersten Kapitel des Buches vorgestellt.

Ausgehend von dem bildsoziologischen Zugang kann dann untersucht werden, wie die Bilder des Sozialen in der soziologischen Theoriebildung agieren. Der entscheidende Punkt ist dabei, dass die Bilder des Sozialen den soziologischen Theorien nicht nur helfen, ihren Gegenstand darstellbar zu machen, sondern dass jedes Bild das Soziale auf eine ihm eigene Weise ins Bild setzt. Das Bild des Organismus zeigt eine andere Gesellschaft als das Bild des Theaters oder das Netzwerk-Bild. Jedes Bild besitzt spezifische Eigenschaften, die dem Sozialen entsprechende Züge verleihen und so zu theoretischen Anschlussmöglichkeiten in der soziologischen Theoriebildung werden können. Von der Wahl, in welches Bild man das Soziale fasst, hängt ab, welche Fragen sich stellen, welche ausgeblendet werden, welche

Problemlagen sich ergeben, aber auch, welche Lösungsansätze und Evidenzen in der soziologischen Theoriebildung bedeutsam sind. Auf diese Weise herauszuarbeiten, wie ein bestimmtes Bild mit einer ihm entsprechenden oder an es anschließenden Theoriebildung einhergeht, welche bildlichen Effekte es bewirkt und welche epistemischen Leistungen und Funktionen es ausübt, stellt den Kern dieser Studie dar.

Der im ersten Kapitel erarbeitete bildsoziologische Ansatz wird in drei Analysekapiteln anhand von drei konkreten Fällen angewendet. Dabei wird in erster Linie der eben beschriebene Konnex zwischen den Bildern des Sozialen und der soziologischen Theoriebildung erforscht. Ein Bild steht bei diesen Analysen im Zentrum: das Bild des Netzwerks. Dieses Bild prägt heute in weiten Teilen unser gesellschaftliches Selbstverständnis. Das bedeutet: Wenn Menschen in westlichen Gesellschaften beschreiben, wer sie sind, dann tun sie das gegenwärtig häufig mit Beschreibungen, die zum Bild des Netzwerks gehören. Seit den 1990er Jahren hat sich das Netzwerk-Bild in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen etabliert und ist zu einer kollektiven Identifikationsfigur avanciert. Das beginnt bei den sozialen Beziehungen und den Freundschafts-Netzwerken, die als wichtiger Bestandteil des Privatlebens verstanden werden. Es geht über berufliche Kontakte, institutionalisierte und organisatorische Verbindungen, die Institutionen unterschiedlichster Art untereinander verknüpfen und ihnen eine netzwerkförmige Organisationsstruktur verleihen. Es reicht bis zu ganzen Gesellschaften, die sich als Netzwerke beschreiben oder auch dem Prozess einer zunehmenden grenzüberschreitenden Vernetzung, die im globalen Netzwerk der Finanzmärkte ihre vermeintlich fortgeschrittenste Form erreicht hat.

Aber das Bild des Netzwerks prägt nicht nur den alltäglichen Diskurs der breiten Öffentlichkeit, sondern auch die fachwissenschaftliche Debatte in der Soziologie. In neueren soziologischen Theorien taucht das Bild des Netzwerks als Beschreibung der Gesellschaft auf. Hier hat es im Lauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts andere Bilder des Sozialen, wie das Organismus-Bild, abgelöst. Deswegen ist es erstaunlich, dass es bislang weder zum Bild des Netzwerks als gesellschaftlicher Selbstbeschreibung noch zu seiner Rolle als Bild des Sozialen in soziologischen Theorien grundlegende und detailliertere Untersuchungen gibt. Darin unterscheidet es sich auch vom Bild des Organismus, zu dessen Präsenz in frühen soziologischen Theorien im 19. Jahrhundert bereits einige Studien vorliegen. Ein Grund dafür mag darin liegen, dass das Netzwerk-Bild uns heute selbstverständlich erscheint und gar nicht als ein Bild wahrgenommen wird. Dagegen zeigen sich aus dem zeitlichen Abstand zur Gründungszeit der Soziologie die damaligen Beschreibungen der Gesellschaft als Organismus deutlich in ihrem Bildcharakter.

Vor dem Einstieg in die Analysen des Netzwerk-Bildes wird noch einmal auf das Bild des Organismus und dessen Rolle und Funktionen in frühen soziologischen Theorien eingegangen. Das dient zum einen dazu, in aller Kürze die zentralen Eigenschaften und Funktionen des Organismus-Bildes mit der entsprechenden Forschungsliteratur darzustellen. Zum anderen fungiert das Bild des Organismus im

Folgenden dann als eine Kontrastfolie, um die Eigenschaften, epistemischen Leistungen und Funktionen des Netzwerk-Bildes herausarbeiten zu können. Gerade vor dem Hintergrund des Organismus-Bildes, dessen Charakteristika sich sehr stark von denen des Netzwerk-Bildes unterscheiden, können die Selbstverständlichkeiten, die mit dem Bild des Netzwerks verbunden sind, wahrgenommen und untersucht werden. Denn das Bild des Organismus stellt die Gesellschaft als eine geschlossene Einheit dar, wohingegen das Netzwerk-Bild eher eine offene Formation des Sozialen zeigt; die Gesellschaft als Organismus bildet einen Naturgegenstand, wohingegen die Netzwerkgesellschaft eher technisch geprägt ist; und das Bild des Organismus legt den Fokus auf Differenzierungen – von innen und außen, aber auch von unterschiedlichen Organen mit ihren spezifischen Funktionen, die arbeitsteilig aufeinander abgestimmt sind – während das Netzwerk-Bild in erster Linie auf grenzüberschreitende Verbindungen ausgerichtet ist und weder substantielle Unterschiede noch eine dauerhaft festgelegte Arbeitsteilung ausbildet.

Dass das Netzwerk-Bild derzeit überall auftaucht und auch eines der wichtigsten, wenn nicht *das* wichtigste Bild des Sozialen in der neueren und aktuellen soziologischen Theoriebildung darstellt, ist ein Grund, warum es hier als thematischer Schwerpunkt für die Bildanalysen ausgewählt worden ist. Ein weiterer Grund besteht im Interesse an der Frage, ob neuere soziologische Ansätze, die nicht mehr im Bild des Organismus konzipiert sind, das Soziale dann auch nicht mehr als geschlossenes Ganzes ansetzen. Daran schließt sich außerdem die Frage an, ob das Netzwerk-Bild einen ähnlichen Naturalisierungseffekt ausübt, wie es das Bild des Organismus in frühen soziologischen Theorien bewirkt hat und wenn nicht, ob dann neuere Ansätze reflektierter mit den Bildern umgehen.

Das Bild des Netzwerks, sein Auftreten, seine Rolle und seine Funktionen werden in drei soziologischen Theorien untersucht. Das hat den Vorteil, dass dadurch sowohl die Gemeinsamkeiten als auch die Unterschiede in den drei Ansätzen analysiert werden können. Auf diese Weise lässt sich unterscheiden, worin die Eigenschaften und Funktionen des Netzwerk-Bildes liegen, die in allen drei Theorien begegnen und die wahrscheinlich immer mit diesem Bild einhergehen und bei welchen es sich um spezifische Varianten der betreffenden Theorie handelt. Für die Auswahl der zu untersuchenden soziologischen Theorien war die Anforderung, möglichst unterschiedliche Verständnisse des Netzwerk-Bildes, aber auch des Umgangs mit dem Bild auszuwählen. Dadurch sollte ein aussagekräftiger Vergleich gesichert und auch ein möglichst breites Spektrum an Netzwerk-Verständnissen und Umgangsweisen mit dem Bild aufgezeigt werden.

Nach einer breit angelegten Sichtung der in Frage kommenden soziologischen Theorien ist die Entscheidung für die soziologischen Ansätze von Jacob Levy Moreno, Manuel Castells und Bruno Latour gefallen. Levy Morenos mikrosoziologische Auffassung von sozio-emotionalen Netzwerken, die er u.a. mit Hilfe graphischer Soziogramme untersucht, die techno-ökonomische globale Vernetzung, die Manuel Castells mit seinem Konzept der ‚Netzwerkgesellschaft‘ beschreibt, und das Konzept der ‚Akteur-Netzwerke‘, das Latour reflektiert in Stellung bringt, er-

gängen sich in besonders aufschlussreicher Weise. Neben den Einblicken in die Eigenschaften und Funktionen des Netzwerk-Bildes eröffnet die bildsoziologische Untersuchung der drei Autoren auch eine neue Sicht und ein neues Verständnis der jeweiligen Theorie.

Die drei Analysekapitel bestehen jeweils aus drei Teilen: einem ersten, in dem das Bild des Netzwerks und die anderen Bilder des Sozialen, wie sie in der betreffenden Theorie auftreten, dargestellt werden; einem zweiten, in dem die Bilder des Sozialen mit der soziologischen Theoriebildung in Beziehung gesetzt werden; und einem dritten, in dem der Status und die Funktionen des Netzwerk-Bildes herausgearbeitet und der Umgang mit dem Bild noch einmal bildkritisch beleuchtet werden. In diesen drei Schritten wird gezeigt, welche Bilder in der jeweiligen soziologischen Beschreibung auftauchen, welche epistemischen Leistungen und Funktionen sie ausüben und wie sie aus bildkritischer Perspektive zu beurteilen sind. Im Schlusskapitel wird dann ein zusammenfassender Vergleich der drei soziologischen Ansätze hinsichtlich ihrer Bilder, deren sozialtheoretischer Auswirkungen und ihrer Umgangsweisen mit den Bildern vorgenommen.

Auf diese Weise wird gezeigt, dass die Bilder des Sozialen eine wichtige Rolle in der soziologischen Theoriebildung spielen. Die Studie ist folglich im Bereich der soziologischen Theorie angesiedelt. Sie setzt sich zum Ziel, die Bilder des Sozialen als einen unabdingbaren Bestandteil in die soziologische Theoriebildung mit einzubeziehen und damit letztlich auch zu einem diesbezüglich veränderten Selbstverständnis soziologischer Theorien beizutragen. Theoriebildung hat dann nicht nur mit Begriffen und Konzepten, sondern immer auch mit Bildern zu tun. Dadurch, dass es um die Rolle der Bilder des Sozialen beim Zustandekommen soziologischen Wissens geht, behandelt die Arbeit auch wissenssoziologische und etwas allgemeiner wissenschaftstheoretische Aspekte. Mit dem hier gewählten Ansatz steht die Untersuchung außerdem in der Tradition der Kulturosoziologie, die es schon oftmals verstanden hat, unterschiedliche theoretische Ansätze miteinander zu verbinden und kulturtheoretisch fruchtbar zu machen. In unserem Zusammenhang handelt es sich um literaturwissenschaftliche und bildwissenschaftliche Forschungsansätze und Konzepte, die nun für die soziologische Theoriebildung erschlossen und damit auch untereinander verbunden werden. Denn das, was sich die Soziologie an Hilfestellungen bei den Literaturwissenschaften und der Bildwissenschaft holt, gibt sie in Form von sozialtheoretischen Fragestellungen und Erkenntnissen wieder an diese zurück. Nicht zuletzt liefert diese Arbeit einen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte: zum einen, indem sie wissenschaftsgeschichtliche Ansätze um die Frage nach den Bildern erweitert und zum anderen, indem sie bestimmte Bilder des Sozialen in der Wissenschaftsgeschichte der Soziologie untersucht. Mit dem Bild des Organismus in der Gründungszeit der Soziologie und vor allem dem Netzwerk-Bild in neueren soziologischen Theorien werden zwei zentrale Phasen soziologischer Theoriebildung und die vielleicht wichtigsten zwei Bilder des Sozialen untersucht. Auf diese Weise trägt die vorliegende Untersuchung zu einer Selbstvergewisserung soziologischer Theoriebildung bei, die sich die Bilder

nicht nur zum Gegenstand macht, sondern auch ihre Rolle und Funktion bei der eigenen wissenschaftlichen Theoriebildung in den Blick nimmt. Gleichzeitig haben die Analysen des Netzwerk-Bildes einen Erkenntniswert, der weit über die soziologische Theorie hinausgeht. Denn das Bild des Netzwerks begegnet eben nicht nur in soziologischen Theorien, sondern prägt seit einiger Zeit das gesellschaftliche Selbstverständnis, zirkuliert durch viele gesellschaftliche Bereiche sowie wissenschaftliche Disziplinen, weshalb seine sozialen und epistemologischen Wirkungen kaum zu unterschätzen und deren Untersuchungen von besonderem Interesse sind.

TEIL I: DIE BILDER DES SOZIALEN IN DER SOZIOLOGISCHEN THEORIEBILDUNG

1 Zur Rolle der Bilder in der Soziologie

1.1 Die Bilder zwischen Theorie und Empirie

Noch ist es keine Selbstverständlichkeit, die Bilder des Sozialen und ihre Rolle in und bei der soziologischen Theoriebildung zu thematisieren. Im Gegenteil: Gemäß den gängigen Argumentationsfiguren soziologischer Ansätze und dem traditionellen Selbstverständnis der Soziologie spielen Bilder allgemein und folglich auch die Bilder des Sozialen keine Rolle. Um dennoch die Wirkungen und Leistungen der Bilder des Sozialen untersuchen zu können, soll zunächst skizziert werden, warum und auf welche Weise sie bisher aus dem soziologischen Selbstverständnis ausgeschlossen worden sind.

Man könnte sagen, dass es sich bei den Bildern um ein Drittes handelt, das angesichts der zwei dominierenden Ausrichtungen soziologischer Ansätze immer zu kurz gekommen ist. Denn die relativ junge Wissenschaft der Soziologie bewegt sich seit ihrer Etablierung Anfang des 20. Jahrhunderts zwischen den beiden Polen der empirischen Sozialforschung auf der einen und der soziologischen Theorie auf der anderen Seite.¹ Von den beiden zentralen Bezugspunkten – den Naturwissenschaften einerseits und der Sozialphilosophie andererseits – ausgehend, haben sich in der Soziologie diese zwei Hauptströmungen des Empirismus und Rationalismus herausgebildet.²

Viele empirische Untersuchungen, lange nicht mehr alle, aber jene, die sich im Rahmen des naturwissenschaftlichen Selbstverständnisses vor allem der frühen soziologischen Ansätze bewegen, nehmen eine bestimmte Form von Objektivierung

1 Helmut Schelsky nimmt an, dass die Soziologie ihre empirische Ausrichtung aus der Ökonomie und die theoretische aus der Philosophie geerbt habe und dass in der „eigentümliche[n] Verbindung von Philosophie und Ökonomik“ die spezifische Ausgangslage der frühen soziologischen Ansätze in Deutschland bestehe. Helmut Schelsky, *Ortsbestimmung der deutschen Soziologie*, Düsseldorf, Köln 1959, S. 12.

2 Vgl. Wolfgang Eßbach, *Studium Soziologie*, München 1996, S. 103f. Luhmann geht davon aus, dass zwei zentrale Fragen den positivistischen Zugang einerseits und den kritischen oder theoretischen andererseits kennzeichnen: ‚Was ist der Fall?‘ und ‚Was steckt dahinter?‘. Vgl. Niklas Luhmann, „‚Was ist der Fall?‘ und ‚Was steckt dahinter?‘ – Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 22, Heft 4, August 1993, S. 245-260.

vor. Es wird davon ausgegangen, dass der Gegenstand der Untersuchungen, die Gesellschaft, ‚da draußen‘ vorläge und ‚objektiv‘ untersucht werden könne. Die soziologischen Beschreibungen seien von dieser sozialen Wirklichkeit abgeleitet und insofern ihr gegenüber sekundär. *Wie* die Gesellschaft *beschrieben* werde, habe keinen Einfluss auf die soziale Wirklichkeit. Die soziologischen Untersuchungen befassten sich mit den ‚sozialen Tatsachen‘, die gemessen und ausgewertet werden könnten. Für die *Darstellung* der Ergebnisse solle die Beschreibung gerade im Sinne allgemeiner Verständlichkeit und der Vermittlung wissenschaftlicher Daten anschaulich sein. Nur zum Zweck der Veranschaulichung greife man dann auf die Bilder zurück. Aber beim Zustandekommen des soziologischen Gegenstandes, der sozialen Wirklichkeit, spielten die Bilder keine Rolle.

In der soziologischen Theorie haben die Bilder ebenfalls keinen Platz. Auch wenn in der *theoria* (altgriech. *theorein* ‚anschauen‘, ‚betrachten‘)³ in gewisser Weise noch das Sehen und die Anschauung steckt, gibt es eine lange Tradition philosophischer und wissenschaftlicher Theorie, derzufolge die Bilder bei der Begriffsbildung keine Rolle spielen (dürfen). Begriffe könnten, so lautet der meist implizite Anspruch dieses Theorieverständnisses, ‚clare et distincte‘ entwickelt und definiert werden. Sie erhielten ihre Objektivität und Allgemeingültigkeit gerade dadurch, dass sie nicht an besondere, sinnliche Erscheinungen gebunden und somit unveränderlich und allgemeingültig seien. Bilder seien im Gegensatz dazu ans Sinnliche, Besondere und geschichtlich Wandelbare gebunden und hätten darum weniger Wert für eine wissenschaftliche Fassung sozialer Wirklichkeit. Wird dennoch auf Bilder eingegangen, dann werden sie als Abbilder dessen, was faktisch gesagt, bedeutet, auf was referiert werden sollte, verstanden. Ihr eigentlicher Einsatzbereich liegt dann aber entweder in der populären Vermittlung – was den vermittelten Inhalt bereits von der Wahrheit entfernt – oder gar in der gezielten Manipulation – als bevorzugtes Medium der Propaganda.

Sowohl gegenüber der empirischen als auch der theoretischen Ausrichtung der Soziologie und ihrer jeweiligen Weise, wissenschaftliche Objektivität und Geltung zu generieren, scheint der Umgang mit Bildern haltlos zu sein. Der Eindruck der Haltlosigkeit stellt sich vor dem Hintergrund der „Basismetapher“⁴ des ‚Gründens‘ oder ‚Fundierens‘ auf dem „empirischen Boden“⁵ oder eben dem ‚Boden‘ feststehender Begrifflichkeiten ein. Wenn man es auf der einen Seite mit den ‚harten Fakten der sozialen Realität‘ und auf der anderen mit klar definierten, argumentativ entwickelten Begriffen zu tun hat, bleiben die Bilder außen vor oder zumindest in der Schwebe. In den Worten der Vermögenslehre, in deren Tradition diese wissen-

3 Darauf verweist auch Matthias Junge in „Der soziale Gebrauch der Metapher“, in: Ders. (Hg.), *Metaphern in Wissenskulturen*, Wiesbaden 2010, S. 265-279, hier: S. 275.

4 Stefan Hirschauer, „Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis“, in: Ders. et al. (Hg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt a.M. 2008, S. 165-187, hier: S. 166.

5 Ebd., S. 167.

schaftlichen Argumentationsstrategien in gewisser Weise immer noch stehen, ausgedrückt, basiert wissenschaftliche Erkenntnis auf sinnlicher Wahrnehmung (Empirie) und Vernunft (Theorie). Die Imagination oder Einbildungskraft, die für den Umgang mit den Bildern zuständig ist, wird – gerade im für die Herausbildung des wissenschaftlichen Selbstverständnisses so wichtigen 18. Jahrhundert – nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst zugeordnet.⁶ Aus wissenschaftlicher Sicht werden die Produkte der Imagination als ‚Einbildungen‘ und ‚Phantasmen‘ erkenntnistheoretisch abgewertet, auch wenn sie für die Kunst einen eigenen ästhetischen Wert besitzen mögen.⁷

Die Bilder und das ihnen zugeordnete Vermögen der Imagination stellen eine Figur des Dritten dar, die zwischen empirischer Wirklichkeit und Begriffen, sinnlicher Wahrnehmung und Vernunft, verortet ist. Wie das bei vielen Figuren des Dritten der Fall ist, unterlaufen sie die binäre Aufteilung und Ausrichtung. Damit stören sie einerseits die vermeintlich stabile zweiteilige Ordnung; andererseits sind sie in gewisser Weise für deren Funktionieren und Stabilität verantwortlich.⁸ So lassen sich auch die Bilder keiner der beiden Seiten klar zuordnen. Denn es handelt sich bei ihnen weder um eine empirisch messbare Realität noch um klar definierte Begriffe. Aber es finden sich auch – gerade im Zusammenhang mit der Vermögenslehre – Beschreibungen, die der Imagination eine vermittelnde und damit für die Erkenntnis unverzichtbare Funktion zwischen sinnlicher Wahrnehmung und Vernunft zusprechen.⁹ Werden die genuinen Leistungen der Imagination und die eigenen Wirkungen der Bilder erst einmal ernst genommen und mit einbezogen, stellen sich auch die beiden Pole der ‚äußeren Wirklichkeit‘ und der klar definierten Begriffe anders dar. Dann zeigt es sich, dass unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit bildlich beeinflusst ist und die Bilder auch bei der Begriffsbildung eine wichtige Rolle spielen. Die binäre Opposition von Empirie und Theorie löst sich in viele graduelle Abstufungen und Mischverhält-

6 Vgl. Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, Hamburg 2000, S. 61ff. Zur Einbildungskraft bei Kant vgl. Martin Heidegger, *Kant und das Problem der Metaphysik*, Frankfurt a.M. 1991, S. 127-188. Vgl. zur Geschichte der Imagination Renate Lachmann, „Phantasia, imaginatio und rhetorische Tradition“, in: Josef Kopperschmidt (Hg.), *Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus*, München 2000, S. 245-270 und Dieter Mersch, „Imagination, Figuralität und Kreativität. Zur Frage der Bedingungen kultureller Produktivität“, in: *Sic et Non*, Dezember 2005, S. 1-12, hier: S. 3-6.

7 Lorraine Daston schreibt zum Verhältnis von Imagination und Wissenschaft: „Between about 1780 and 1820 this configuration changed dramatically. Put in the briefest terms, facts hardened, the imagination ran riot, and art and science diverged in their aims and their collective personae.“ Lorraine Daston, „Fear & Loathing of the Imagination in Science“, in: *Daedalus*, 134, 4, Herbst 2005, S. 16-30, hier: S. 22.

8 Zu den beiden zentralen Charakteristika von Figuren des Dritten, der Subversion und der Institutionalisierung bzw. Stabilisierung, vgl. Albrecht Koschorke, „Institutionentheorie“, in: Tobias Schlechtriemen et al. (Hg.), *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*, Berlin 2010, S. 49-64, hier: S. 49f.

9 In diesem Sinne beschreibt Heidegger die Einbildungskraft bei Kant als „drittes Grundvermögen“. Heidegger 1991, S. 134.

nisse auf, in denen die Bilder immer wieder eine Rolle spielen – durchaus indem sie empirische und theoretische Aspekte vermitteln.¹⁰

1.2 Zum Verhältnis von Bild und Theorie

In dieser Untersuchung geht es in erster Linie um die Bilder in der Theoriebildung, genauer: um die Rolle der Bilder *des Sozialen* in der *soziologischen* Theoriebildung.¹¹ Aber auch für den soziologischen Kontext ist es wichtig, zunächst an einige Eckpunkte in der Entwicklung des Verhältnisses von Bild und Theorie zu erinnern. In diesem Zusammenhang ist oftmals nicht von ‚Bildern‘, sondern von ‚Metaphern‘ die Rede. Wie diese beiden Konzepte zueinander stehen und warum in unserem Kontext die Bezeichnung *Bilder* des Sozialen angemessener ist, wird im Laufe des Kapitels begründet.

Wie oben bereits erwähnt, sind die Bilder seit den Anfängen der Philosophie in der griechischen Antike gegenüber den Begriffen mit dem Argument abgewertet worden, dass sie im Gegensatz zu den ewigen, unsinnlichen Ideen entweder sinnliche Erscheinungen oder Abbilder der vergänglichen sinnlichen Welt darstellten.¹² Auch in der neuzeitlichen Selbstbegründung des Denkens und der Konstitution eines rationalen Subjekts, wie es René Descartes vollzieht, spielen Bilder keine Rolle bzw. werden systematisch ausgeschlossen.¹³

10 Hirschauer geht davon aus, dass in der Soziologie die „Bindungsschwäche zwischen theoretischer und empirischer Praxis unter anderem auf *wissenschaftstheoretische Klischees* zurückgeht, die Theoriebildung wie auch Forschung als Selbstbilder aus der positivistischen Tradition übernommen haben. Sie stehen einer fruchtbaren Verschränkung von theoretischem und empirischem Arbeiten im Wege.“ Hirschauer 2008, S. 165f. Was er als „zeitgenössische Erfahrungen in Denkstilen“, „implizit *eingelagerte* Empirien“ oder „spezifische empirische Paradigmata“, also Formen der „Empiriegeladenheit von Theorien“ bezeichnet, sind hier die Bilder des Sozialen. Ebd., S. 168, erstes und viertes Zitat, und S. 169.

11 Eine Untersuchung, die der Frage nachgeht, in welcher Form die Bilder des Sozialen empirische Forschungen mit bestimmen, wäre ebenfalls denkbar.

12 Diese Abwertung der Bilder (*eidola, eikones*) gegenüber den Ideen (*idea*) findet sich beispielsweise bei Platon. Interessanterweise vermittelt Platon diese Überzeugung auf eine sehr anschauliche Weise, in Dialogform und im Rahmen dieser Dialoge auch oftmals in einschlägigen Bildern, wie beispielsweise dem sogenannten ‚Höhlengleichnis‘. Vgl. Platon, *Politeia*, Buch VII, 514a-519b. Überhaupt zeigen sich, wenn man erst einmal die Wirksamkeit der Bilder in den Blick genommen hat, überall, auch in den Texten, die für sich den Anspruch erheben, rein begrifflich zu denken und auf Bilder nicht angewiesen zu sein, die Wirkungen und Leistungen der Bilder.

13 Descartes schreibt in der zweiten Meditation: „So erkenne ich denn, daß nichts von alledem, was ich mit Hilfe der Einbildungskraft auffassen kann, zu jener Kenntnis gehört, die ich von mir habe, und der Geist muß sorgfältigst davon ferngehalten werden, wenn er seine eigene Natur ganz deutlich erkennen will.“ René Descartes, *Meditationes de Prima Philosophia*/Meditationen über die Erste Philosophie, Stuttgart 1996, S. 85.

Friedrich Nietzsche betreibt demgegenüber eine Umwertung des Verhältnisses von Bild und Begriff. Die Bilder fungieren bei ihm nicht als sinnlich-vergängliche Abbilder der dauerhaften Ideen. Die Herkunft der Begriffe liegt vielmehr selbst in der Sinnlichkeit und erst das „Uebersehen des Individuellen und Wirklichen giebt uns den Begriff“.¹⁴ Aber als vernünftiges Wesen stelle der Mensch sein Handeln „unter die Herrschaft der Abstractionen: Er leidet es nicht mehr, durch die plötzlichen Eindrücke, durch die Anschauungen fortgerissen zu werden, er verallgemeinert alle diese Eindrücke [...] zu entfärbteren, kühleren Begriffen“.¹⁵ Nietzsche bezeichnet es als die spezifisch menschliche Fähigkeit, „die anschaulichen Metaphern zu einem Schema zu verflüchtigen, also ein Bild in einen Begriff aufzulösen“.¹⁶ Aufgrund seiner Herkunft aus der Anschauung ist ein Begriff gleichzeitig „das *Residuum einer Metapher*“¹⁷ und die „Begräbnisstätte der Anschauung“¹⁸. Nietzsche kehrt die Genese von Bild und Begriff um und leitet die Begriffe aus den anschaulichen Bildern ab. Neben dieser grundlegenden Bedeutung, die er den Bildern zuspricht, sind außerdem Nietzsches Konzepte der ‚Anschauung‘ und der ‚Metaphern‘¹⁹ für den hier zu entwickelnden Zugang relevant.

Von ‚Metaphern‘, genauer: von ‚Hintergrundmetaphoriken‘ schreibt auch Hans Blumenberg, der seine ‚historische Metaphorologie‘ zunächst als eine Ergänzung der Begriffsgeschichte versteht. Er geht davon aus, dass es Metaphern gibt, „die sich nicht ins Eigentliche, in die Logizität zurückholen lassen.“²⁰ Diese bildlichen Beschreibungen bezeichnet er als „absolute Metaphern“²¹. Sie kommen besonders da zum Einsatz, wo die begrifflichen Bestimmungen an ihre Grenze stoßen, „sie geben einer Welt Struktur, repräsentieren das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität.“²² Dass es solche absoluten Metaphern gibt, also einen Bereich der Bilder, der nicht begrifflich auflösbar ist, veranlasst ihn,

„das Verhältnis von Phantasie und Logos neu zu durchdenken, und zwar in dem Sinne, den Bereich der Phantasie nicht nur als Substrat für Transformationen ins Begriffliche zu nehmen – wobei sozusagen Element für Element aufgearbeitet und umgewandelt werden könnte bis zum Aufbrauch des Bildervorrats –, sondern als eine katalysatorische Sphäre, an der sich zwar ständig die Begriffswelt bereichert, aber ohne diesen fundierenden Bestand dabei umzuwandeln und aufzuzehren.“²³

14 Friedrich Nietzsche, „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“, in: Ders., *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*, Bd. 1, München 1980, S. 873-890, hier: S. 880.

15 Ebd., S. 881.

16 Ebd.

17 Ebd., S. 882.

18 Ebd., S. 886.

19 Teilweise auch zusammengesetzt: „Anschauungsmetaphern“. Ebd., S. 883.

20 Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt a.M. 1999, S. 10.

21 Ebd.

22 Ebd., S. 25.

23 Ebd., S. 11.

Metaphern – aber Blumenberg schreibt durchaus auch von „Bildern“²⁴ – können einen solchen ‚fundierenden Bestand‘ der Begriffe oder die „Substruktur des Denkens“²⁵ bilden. Dann ist Metaphorologie mehr als nur eine Ergänzung der Geschichte der Begriffe, denn die Begriffsbildung und theoretische Argumentation bewegt sich oftmals im Rahmen eines Bildes.²⁶ Solche Bilder, die Blumenberg auch als „metaphorischen Hintergrund“²⁷ bezeichnet, haben eine Geschichte. Ihr historischer Wandel „bringt die Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte und Sichtweisen selbst zum Vorschein, innerhalb deren Begriffe ihre Modifikationen erfahren.“²⁸ In diesem Sinne stellen die Bilder einen ‚geschichtlichen Sinnhorizont‘ und allgemeine ‚Sichtweisen‘ dar, vor deren Hintergrund sich die Begriffe bewegen.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Bildern wäre auch nicht denkbar ohne die Psychoanalyse, die die Relevanz von Bildern im weiteren Sinne von Traumbildern, Phantasmen, individuellen und kollektiven Vorstellungswelten für das menschliche Selbstverständnis erst verdeutlicht hat.²⁹ Mit ihr lassen sich *kollektive* Phantasien, *geteilte* Bilder und damit die Sozialität der Bilder untersuchen.³⁰ Wenn es um die Konzepte des ‚sozialen Imaginären‘ geht, wird auf den psychoanalytischen Ansatz nochmals eingegangen.

1.3 Die bildliche Konstitution des soziologischen Gegenstandes

Soziologische Theorien stehen in der skizzierten Tradition philosophischer und wissenschaftlicher Theorieauffassung und teilen mit ihr den weitgehenden Ausschluss der Bilder. Dass die Bilder in der soziologischen Theoriebildung bislang keine Rolle gespielt haben, ist dennoch bemerkenswert. Denn soziologische Theorien haben es mit einem in dieser Hinsicht besonderen Gegenstand zu tun. ‚Das Soziale‘ oder ‚die Gesellschaft‘ liegt als Gegenstand nicht einfach vor. Es handelt

24 Ebd., S. 13.

25 Ebd.

26 Er hat dann in späteren Schriften seine Metaphorologie nicht mehr als „subsidiäre Methodik“ der Begriffsgeschichte untergeordnet, sondern sie in eine „Theorie der Unbegrifflichkeit“ eingeordnet. Beide Hans Blumenberg, „Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit“ [1979], in: Ders., *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, Auswahl und Nachwort von Anselm Haverkamp, Frankfurt a.M. 2001, S. 193-209, hier: S. 193. Zum Verhältnis von Metaphorologie und Begriffsgeschichte vgl. auch Hans Erich Bödeker (Hg.), *Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte*, Göttingen 2002.

27 Blumenberg 1999, S. 20.

28 Ebd., S. 13.

29 Wie die Psychoanalyse für die Untersuchung von Metaphern der Gesellschaft und des sozialen Imaginären produktiv gemacht werden kann, zeigt Susanne Lüdemann, *Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären*, München 2004, S. 62-70.

30 Denn wenn die Imagination und mit ihr ihre Produkte, die Bilder, im Rahmen der Ästhetik des 18. Jahrhunderts als künstlerische Einbildungskraft rehabilitiert werden, handelt es sich dabei doch immer um das individuelle Vermögen eines Künstlers, also mithin um eine subjektiv verstandene Einbildungskraft.

sich um „ein unhandliches Abstraktum, das sich nur mit Mühe illustrieren läßt.“³¹ Die Gesellschaft ist zunächst nicht sichtbar, nicht überschaubar und nicht greifbar. Deswegen muss das Soziale erst ins Bild gesetzt werden, damit man es adressieren und wissenschaftlich behandeln kann.

Das gilt gerade auch für die Gesellschaft als Ganze: „Das Ganze der Gesellschaft jedoch ist etwas hoch Abstraktes. Vom Standpunkt der einzelnen aus gesehen ist es weder zu sehen, zu riechen, noch zu schmecken. Es ist auch nicht handgreiflich und nicht erlebbar. Um es sich vorzustellen, braucht man Bilder, die das Ganze repräsentieren.“³² Die Gesellschaft als Ganze ist in diesem Sinne nur im Bild oder als Bild thematisierbar. Hier haben die Bilder eine ähnliche Funktion wie bei Blumenberg, bei dem die Bilder ‚das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität‘ repräsentieren und ‚dieses als Gegenständlichkeit unerreichbare Ganze ‚vertretend‘ vorstellig machen.“³³ Allerdings – das muss der Ausrichtung auf ‚Einheitssemantiken‘, die vor allem systemtheoretische Ansätze bestimmt, entgegengehalten werden – wird die Gesellschaft nicht immer als geschlossenes Ganzes ins Bild gesetzt. Das Soziale kann auch in anderen Bildern gefasst werden, die es nicht als geschlossenes Ganzes darstellen, wie sich im Folgenden zeigen wird.

Überhaupt wird hier davon ausgegangen, dass es ‚die Gesellschaft‘ oder ‚das Soziale‘ nicht einfach als soziale Wirklichkeit ‚da draußen‘ gibt.³⁴ ‚Das Soziale‘ wird vielmehr erst auf eine je spezifische Weise als soziologischer Gegenstand konstituiert – und dabei spielen die Bilder eine wichtige Rolle. Aus dieser differenztheoretischen Perspektive ist jede Form von soziologischer Repräsentation prekär und kann auf ihre Konstitutionsbedingungen hin befragt werden.³⁵ Wenn im Folgenden also von ‚der Gesellschaft‘, ‚dem Sozialen‘ oder einem ‚Kollektiv‘ die Rede ist, soll damit nicht objektivierend auf *die* soziale Realität verwiesen werden, sondern auf je spezifische Weisen, wie der ‚an sich‘ ungreifbare Gegenstand der Soziologie dargestellt wird. Die Entscheidung, von Bildern *des Sozialen* – und nicht von Bildern *der Gesellschaft* – zu schreiben, beruht darauf, dass mit dem relativ offenen Konzept des

31 Urs Stäheli, „Supertheorien und Parasitismen in der Soziologie“, in: Anke Jobmann und Bernd Spindler (Hg.), *Tagungsdokumentation Theorien über Theorien über Theorien*, IWT-Paper Nr. 24, Bielefeld 1999, S. 81-90.

32 Eßbach 1996, S. 143, der dann im Folgenden auf Maschine und Organismus als Bilder von Gesellschaft zu sprechen kommt.

33 Blumenberg 1999, S. 25.

34 Ulrich Bröckling hat in analoger Weise bezüglich anthropologischer Diskurse gezeigt, „wie Subjektpositionen und mit diesen mittelbar auch Menschenbilder und Menschenfassungen kommunikativ erzeugt, zugewiesen und angeeignet werden.“ Ulrich Bröckling, „Der Mensch ist das Maß aller Schneider. Anthropologie als Effekt“, in: *Mittelweg* 36, 22, Febr./März 2013, S. 68-88, hier: S. 80.

35 Vgl. zu dieser poststrukturalistischen Position Urs Stäheli, *Poststrukturalistische Soziologien*, Bielefeld 2000, S. 29. Ernesto Laclau verwendet ebenfalls ‚Gesellschaft‘, wenn es um die traditionelle Annahme einer bereits bestehenden gesellschaftlichen Totalität geht und stellt ihr ein nicht-essentialistisch konzipiertes ‚Soziales‘ gegenüber. Vgl. dazu das zweite Kapitel „The Impossibility of Society“ in Ernesto Laclau, *New Reflections on the Revolution of Our Time*, London, New York 1990, S. 89-92.

Sozialen eher noch auf diesen differenztheoretischen Ausgangspunkt verwiesen werden kann. Einige wichtige Konsequenzen, die sich aus dieser Perspektive ergeben, lassen sich sehr gut systemtheoretisch beschreiben.

1.4 Bildliche gesellschaftliche Selbstbeschreibungen

Die bildlichen Darstellungen der Gesellschaft können als ‚gesellschaftliche Selbstbeschreibungen‘ bezeichnet werden. In einem etwas weiteren Sinne werden darunter alle Beschreibungen gefasst, in denen Menschen ihr Verhältnis zueinander thematisieren, kommunizieren und sprachlich oder bildlich darstellen. Luhmann fasst das Konzept der ‚gesellschaftlichen Selbstbeschreibung‘ enger.³⁶ Für ihn steht

„die kommunikative Unerreichbarkeit der Gesellschaft [...] empirisch eindeutig fest, und auch hier gibt es *statt dessen* imaginäre Konstruktionen der Einheit des Systems, die es ermöglichen, in der Gesellschaft zwar nicht *mit* der Gesellschaft, aber *über* die Gesellschaft zu kommunizieren. Wir werden solche Konstruktionen ‚Selbstbeschreibungen‘ des Gesellschaftssystems nennen.“³⁷

Weil die Gesellschaft als Einheit unerreichbar ist, kann deren Beschreibung nur eine imaginäre sein.³⁸ Auch Peter Fuchs geht davon aus, „daß die Einheit der Gesellschaft in der Gesellschaft nur als *imaginäre* Einheit, als semantische Imagination zu haben ist“³⁹.

Neben dem imaginären Charakter der gesellschaftliche Einheit ist hier eine weitere wichtige Eigenschaft gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen angesprochen: Die Beschreibungen der Gesellschaft finden innerhalb der Gesellschaft statt. „Auch die Gesellschaft als umfassendes Sozialsystem hat keine externen Systemoperationen zur Verfügung, wenn es in ihr um sie selbst geht. Sie kann sich nicht selbst externalisieren.“⁴⁰ Deswegen werden diese Operationen auch als gesellschaftliche

36 Das gilt auch für die Annahme, dass Kommunikation „nicht auf Individuen zugerechnet werden [kann], weder auf einzelne, noch auf die Wissenschaftler, noch auf alle.“ Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1990, S. 619.

37 Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Zweiter Teilband, Frankfurt a.M. 1997, S. 866f.

38 „Eben deshalb kann aber die Einheit der Gesellschaft (der Welt) nicht in die Gesellschaft (Welt) wiedereingeführt werden. Sie kann nicht als Einheit beobachtet, nicht beschrieben werden, und schon gar nicht auf der Grundlage von konkurrenzloser Repräsentation oder von beherrschender Autorität. [...] die Auflösung erfordert einen imaginären Raum (so wie man von imaginären Zahlen spricht), und dieser imaginäre Raum tritt an die Stelle des klassischen Apriori der Transzendentalphilosophie.“ Luhmann 1990, S. 716.

39 Peter Fuchs, *Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit*, Frankfurt a.M. 1992, S. 13. Die Selbstbeschreibungen moderner Gesellschaften sind kontingent und polykontextural. Die Einheit der Gesellschaft ist dann eben nur semantisch als Kommunikation beschreibbar, die immer in Konkurrenz zu anderen Selbstbeschreibungen steht.

40 Fuchs 1992, S. 64.

*Selbst*beschreibungen bezeichnet. Gesellschaftliche Selbstbeschreibungen können, weil sie auf diese Weise immer schon in das involviert sind, was sie beschreiben, die Einheit der Gesellschaft nur ‚imaginär‘, als ‚semantische Imagination‘ darstellen. Zu ihrer Beschreibung stehen der Gesellschaft nur gesellschaftliche Mittel zur Verfügung.

Die Soziologie als Wissenschaft der Gesellschaft ist ein bevorzugter – wenn auch selbstverständlich nicht der einzige – Ort, an dem gesellschaftliche Selbstbeschreibungen verfasst werden.⁴¹ Aber auch für sie gilt, dass sie keine objektiven Beschreibungen der Gesellschaft von außen geben kann. Im Sinne des traditionellen Wissenschaftsverständnisses müsste die Soziologie ihren Gegenstand als Ganzen und von einem objektiven Standpunkt außerhalb untersuchen – eine Anforderung, mit der sich gerade frühe soziologische Ansätze konfrontiert sahen.⁴² Wenn man sich verdeutlicht, dass die soziologischen Beschreibungen selbst ein Teil dessen sind, was sie beschreiben, kann man die Forderung eines solchen objektiven Standpunktes nicht aufrecht erhalten. Wenn ihre Gesellschaftsbeschreibungen nicht mehr konkurrenzlos, allgemeingültig und objektiv sind, verliert die Soziologie zwar an Autorität.⁴³ Doch haben die soziologischen Beschreibungen schon deswegen, weil sie zugleich Teil ihres ‚Gegenstandes‘ sind, eine Auswirkung auf ihn und können ihn verändern: „Der Vollzug der Beschreibung ist immer auch Mitvollzug des Beschriebenen. Jene Inklusion der soziologischen Beschreibung in ihren Gegenstand führt aber auch dazu, daß sie ihren Gegenstand verändert, indem sie ihn beschreibt.“⁴⁴

Einige wichtige Merkmale der Bilder des Sozialen und ihrer Untersuchung konnten mit dem systemtheoretischen Zugang zu gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen gewonnen werden: ‚Die Gesellschaft‘ liegt als Gegenstand nicht einfach vor, sondern muss kommunikativ erst adressierbar gemacht werden; gerade bei der Beschreibung der Einheit der Gesellschaft handelt es sich um eine ‚imaginäre Konstruktion‘; die soziologischen Beschreibungen sind immer schon Teil dessen, was

41 Zur Spezifik von Selbstbeschreibungen der Gesellschaft in der Soziologie vgl. das Kapitel „Reflektierte Autologie: Die soziologische Beschreibung der Gesellschaft in der Gesellschaft“, in: Luhmann 1997, S. 1128-1142.

42 Vgl. zur Konstitution der externen soziologischen Beobachterposition meine Untersuchungen zu Auguste Comte: Tobias Schlechtriemen, „Auguste Comte als ‚großer Mann‘. Zur Exzeptionalität des soziologischen Beobachters“ (in Vorbereitung).

43 „Dies Konzept schließt es aus, Wissenschaft (oder gar Soziologie) in der Position eines externen Beobachters zu denken, der die Gesellschaft in einer für sie unzugänglichen Weise beobachten und beschreiben könnte. Das modifiziert alle Vorstellungen, die man mit ‚soziologischer Aufklärung‘ verbinden könnte einschließlich aller Autoritätsansprüche, die sich aus einem privilegierten Zugang zur Realität herleiten ließen.“ Luhmann 1990, S. 621.

44 Cornelia Bohn, „Eine Welt-Gesellschaft. Operative Gesellschaftskonzepte in den Sozialtheorien Luhmanns und Bourdieus“, in: Catherine Colliot-Thélène et al. (Hg.), *Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven*, Frankfurt a.M. 2005, S. 43-78, hier: S. 45.

sie beschreiben; und die Soziologie kann deswegen mit ihren gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen keine konkurrenzlose Autorität beanspruchen. Es gibt aber zwei Punkte, an denen der hier gewählte Ansatz sich von den Untersuchungen der Systemtheorie unterscheidet.

Bei dem ersten handelt es sich um eine Ergänzung. Gesellschaftliche Selbstbeschreibungen denkt Luhmann in erster Linie sprachlich. Entsprechend sind seine Semantikanalysen der Selbst- und Fremdbeschreibungen von sozialen Systemen schriftbasiert.⁴⁵ Hier sollen ergänzend auch bildliche oder visuelle Semantiken, *Selbstbilder* mit einbezogen werden.⁴⁶ Denn wenn Luhmann von ‚imaginären Konstruktionen‘ schreibt, ist in gewisser Weise zwar auf den Bereich der Bilder hingewiesen, aber er meint damit einen gedanklichen Raum, den es als erkenntnistheoretische Folgerung zwar geben muss, der aber selbst nicht zum Bereich der Theoriebildung gehört, weil er nicht beobachtet werden kann. Als ‚imaginär‘ bezeichnete Kommunikationen sind darüber hinaus nicht weiter von Interesse. Entsprechend geht Luhmann nicht genauer auf gesellschaftliche Selbstbilder und die eigene Funktionsweise von Bildern ein.⁴⁷

Der zweite Punkt betrifft das systemtheoretische Postulat der operativen „Schließung“⁴⁸ und der „Autonomie“⁴⁹ eines Systems und eben auch des Wissenschaftssystems. Damit ist gemeint, dass Systeme sich über ihre Codes, ihre Leitdifferenzen, und ihre Operationen selbst generieren, ihre spezifischen Einheiten und Grenzen definieren. Das Wissenschaftssystem kommuniziert beispielsweise über den Code ‚wahr/unwahr‘ und den Reputationscode. Die Weise, wie etwas Sinn macht, ergibt sich somit in erster Linie über die systemeigenen Operationen. „Was Methoden und Thematiken angeht, heißt Autonomie: daß keine Vorgaben anerkannt werden, die nicht im System selbst erarbeitet sind. *Erkenntnisse können daher nur zirkulär begründet werden.*“⁵⁰ Luhmann interessiert sich mit seinem Ansatz vor-

45 „Solche Texte, inclusive Namen, wollen wir Selbstbeschreibungen nennen.“ Luhmann 1997, S. 880. Zu den Semantikanalysen vgl. auch Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, 4 Bde., Frankfurt a.M. 1980-1995.

46 Eine solche Erweiterung schriftbasierter Semantikanalysen fordert auch Urs Stäheli und macht, ausgehend von der spezifischen Funktionsweise von Bildern, Vorschläge für eine Modifikation der Semantikanalysen und des Selbstbeschreibungskonzeptes. Vgl. Urs Stäheli, „Die Sichtbarkeit sozialer Systeme. Zur Visualität von Selbst- und Fremdbeschreibungen“, in: *Soziale Systeme*, 13, Heft 1 + 2, 2007, S. 70-85.

47 Auf diesen Umstand verweist auch Niels Werber: „Auf den ersten Blick mag es erstaunen, dass Luhmann bei seiner Analyse ‚spektakulärer‘ Selbstbeschreibungformeln in keiner Weise an Bilder denkt.“ Niels Werber, „Schwärme, soziale Insekten, Selbstbeschreibungen der Gesellschaft. Eine Ameisenfabel“, in: Eva Horn und Lucas Marco Gisi (Hg.), *Schwärme – Kollektive ohne Zentrum. Eine Wissensgeschichte zwischen Leben und Information*, Bielefeld 2009, S. 183-202, hier: S. 194.

48 Luhmann 1990, S. 277.

49 Ebd., S. 289.

50 Ebd., S. 294. Für Luhmann „stellt sich die Aufgabe, die Theoriemittel möglichst deutlich zu explizieren und der Beobachtung auszusetzen. Theoriemittel sind vor allem Begriffe.“ Luh-

nehmlich für eine operative Schließungsbewegung in Form einer ‚zirkulären Begründung‘ – auch wenn systemtheoretisch die Öffnung eines Systems nach ‚außen‘ durchaus mitgedacht werden kann. Nun handelt es sich bei den Bildern des Sozialen um solche Elemente der soziologischen Theoriebildung, die aus den alltäglichen gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen übernommen und insofern nicht im Wissenschaftssystem selbst generiert worden sind. Aber Luhmann zufolge sollte möglichst alles, was wissenschaftlich herangezogen wird, „im Wissenschaftssystem selbst konstituiert und ausweisbar sein.“⁵¹

Die Bilder des Sozialen sind gesellschaftliche Selbstbeschreibungen oder soziale Selbstbilder. Es sind die Bilder, in denen sich das gesellschaftliche Selbstverständnis einer Zeit artikuliert. Wolfgang Eßbach schreibt in einem ähnlichen Sinn über die „Formationsphase eines Deutungsmusters“⁵²:

„Es gilt den Zusammenhang von Genese und Geltung in den Griff zu bekommen. Das geht nicht ohne historische Semantik, und zwar nicht im Sinne einer chronologischen Begriffsgeschichte, sondern mit Augenmerk auf die konkreten wirkmächtigen historischen Szenen, in denen Konzepte reif werden. In ihren Formationsphasen gewinnen Deutungsmuster eine hinreichende Komplexität, um als nachhaltiger Wissensvorrat für lange Zeit brauchbar zu sein und als fixe Größe für Variationen und auch für Metaphorisierungen dienen zu können.“⁵³

Insofern handelt es sich zum einen um Bilder, in die gesellschaftliche Erfahrungen eingelagert sind, die aber auf längere Sicht hin einem geschichtlichen Wandel unterliegen. Zum anderen sind es geteilte, soziale oder kollektive Bilder. Sie sind gesamtgesellschaftlich etabliert und gehören somit zur alltäglichen Kommunikation oder zum alltäglichen Diskurs. Diese Bilder des Sozialen gehen nun gleichzeitig in die fachwissenschaftlichen Debatten der Soziologie ein: Wenn man die soziologischen Texte anschaut, finden sich dort ebenfalls diese bildlichen Selbstbeschreibungen.

Dafür, dass die Bilder in den soziologischen Beschreibungen der Gesellschaft auftauchen, gibt es ja auch genügend Gründe. Erstens sind sie an der Konstitution des soziologischen Gegenstandes beteiligt. Zweitens teilen die Soziologinnen und Soziologen als Zeitgenossen und Mitglieder einer Gesellschaft deren gesellschaftliches Selbstverständnis. Auch wenn es im soziologischen Erkenntnisprozess durchaus Techniken der ‚Entselbstverständlichung‘ gibt, so sind es gerade diese Bilder, in denen die Gesellschaft selbst vorgestellt wird, die sich einer bewussten Thematisierung und Problematisierung entziehen. Drittens führt die Ausblendung der Bilder

mann 1997, S. 1133. Bei den auf diese Weise kontrollierten ‚Theoriemitteln‘ handelt es sich dann aber eben auch in erster Linie um Begriffe.

51 Luhmann 1990, S. 295.

52 Wolfgang Eßbach, „Der Enthusiasmus und seine Stabilisierung in Kunstreligion und Nationalreligion“, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen*, Wiesbaden 2010, S. 521-531, hier: S. 522.

53 Ebd.

des Sozialen in der soziologischen Theoriebildung dazu, dass sie nicht beachtet und stattdessen ungewollt und unreflektiert übernommen werden. Nicht zuletzt spielt es sicher auch eine Rolle, dass die Bilder des Sozialen eigene Evidenzen generieren. Gerade weil ein Bild zum gesellschaftlichen Selbstverständnis gehört, leuchtet eine soziologische Argumentation, die sich im Rahmen dieses Bildes abspielt, ein. Auch Luhmann geht nicht davon aus, dass die Wissenschaft in ihrer „Rhetorik auf soziale Wirkungen verzichten könne.“⁵⁴ Die soziale Wirkung mag ein Grund für die Präsenz der Bilder des Sozialen in soziologischen Theorien sein, deren Leistung sich aber nicht auf eine solche ‚rhetorische Wirkung‘ beschränkt.

1.5 Die epistemischen Leistungen der Bilder des Sozialen

Die Bilder des Sozialen fungieren in den soziologischen Theorien nicht nur als zu vernachlässigende Rhetorik im Dienste der Außendarstellung der Soziologie, sondern prägen die Theoriebildung im Kern. Sie sind an der Konstitution des soziologischen Gegenstandes – ‚der Gesellschaft‘ oder ‚des Sozialen‘ – beteiligt. Indem sie das Soziale ins Bild setzen, machen sie dieses allererst greifbar und thematisierbar. Zusätzlich zur Adressierbarkeit, die durch die bildliche Darstellung geschaffen wird, prägt jedes Bild das Soziale auf seine Weise und generiert damit spezifische theoretische Anschlussmöglichkeiten. Jedes Bild des Sozialen legt bestimmte Fragestellungen nahe – und blendet andere aus – und unterstützt bestimmte Argumentationen – und lässt andere unplausibel erscheinen. Auf diese Weise haben die Bilder einen Einfluss darauf, welche Fragen überhaupt gestellt, welche Argumente vorgebracht werden und welche nicht. Die Bilder des Sozialen sind also an elementaren epistemischen Leistungen des Wissenschaftssystems beteiligt, die nicht nur ‚von innen‘, aus systemeigenen Operationen erklärt werden können.

Eines der wichtigsten Ziele der Analysen dieser Studie ist es aufzuzeigen, wie bestimmte Bilder mit ihnen entsprechenden Fragestellungen und Argumentationen einhergehen. Die Formulierung ‚miteinander einhergehen‘ soll deutlich machen, dass es zwischen den Bildern und der begrifflichen Theoriebildung kein einseitiges Ableitungsverhältnis gibt. Dass hier nun die epistemischen Leistungen der Bilder einbezogen werden sollen, bedeutet auch nicht, dass aus den Bildern jegliche Begriffsbildung vollständig abzuleiten wäre. Es geht vielmehr um ein wechselseitiges Bedingungsverhältnis, das unterschiedliche Formen und Ausprägungen annehmen kann. An dieser Stelle lassen sich noch einmal deutlich zwei Fragerichtungen bezüglich der Bilder des Sozialen und der durch sie eröffneten neuen Forschungsfelder unterscheiden.⁵⁵ Erstens stellen sich die gerade geschilderten Fragen, die die epistemi-

⁵⁴ Luhmann 1990, S. 295.

⁵⁵ Junge nimmt in der Einleitung zu seinem Band *Metaphern und Gesellschaft* eine ähnliche Unterscheidung vor zwischen der „Untersuchung von Formen der metaphorischen Umschreibung von Gesellschaft wie auch des alltäglichen Gebrauchs von Metaphern“. Matthias Junge,